



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking



ie westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff gehört zu den wenigen Glücklichen der neuern deutschen Litteratur, deren Ruhm in den Jahrzehnten nach ihrem Hinscheiden beständig gewachsen ist, deren beste Gedichte nicht bloß in hundertundeiner Anthologie weitergedruckt werden, sondern die auch als Persönlichkeiten, als interessante und fesselnde Menschennaturen in der Phantasie ihrer Leser fortleben. Wie Annette Droste bis auf den heutigen Tag die originellste und kräftigste aller deutschen Dichterinnen geblieben und die kühne Anschaulichkeit und warme Sinnigkeit ihrer poetischen Erzählungen und Lebensbilder noch unübertroffen ist, so hat ihre menschliche Erscheinung, die Besonderheit ihres Wesens, ein wenig wohl auch die Besonderheit ihrer Verhältnisse, derart auf den engen Kreis ihrer persönlichen Freunde gewirkt, daß diese ihr Leben lang die treueste Erinnerung an sie bewahrt und diese Erinnerung dem nachlebenden Geschlecht überliefert haben. Unter diesen Freunden nahm der 1885 verstorbene Schriftsteller Levin Schücking, der gleichfalls auf altem stiftmünsterischem Boden geborne Landsmann der Freiin von Droste, insofern den ersten Rang ein, als er am unermülichsten und pietätvollsten für die Erhaltung des Andenkens an die Dichterin gesorgt hat. Mit der Herausgabe der „Letzten Gaben,“ mit der ersten Sammlung ihrer Werke, mit dem vortrefflichen kleinen Lebensbilde „Annette von Droste“ (Hannover, 1862 und 1872), in vielen Aufsätzen, in den besten Kapiteln seiner eignen „Lebenserinnerungen“ (Breslau, 1886) hat Schücking dem Herzensdrange genügt, immer und immer wieder an die früh verlorne Freundin seiner Jugend zu erinnern. Aus seinen Mitteilungen ist das Bild Annettes, wie es vor unsern Augen steht, zum größten Teil erwachsen, seine feine Würdigung ihrer poetischen Verdienste hallt in unsern Litteraturgeschichten nach, vor allen andern war er es, der zu gleicher Zeit den tiefen Zusammenhang der Dichterin mit ihrem Heimatboden und ihre eigentümliche Empfindungs- und Urteilsfreiheit begreifen lehrte. Zahlreih hat auch niemand daran gedacht, ihm das Recht auf diesen der deutschen Litteratur und der deutschen Bildung geleisteten Dienst zu bestreiten. Dann kam aber eine Zeit, wo den spezifisch ultramontanen Kreisen von Münster und Paderborn die Erinnerung unbequem wurde, daß es überhaupt Jahrzehnte ge-

geben hatte, wo deutsche Katholiken von keinem „Zentrum“ wußten, eine Zeit, wo es gewissen Leuten passend erschien, den Geist und die poetische Kraft Annettes in majorem Societatis Jesu gloriam in Anspruch zu nehmen, und wo daher die Verknüpfung des Namens der westfälischen Dichterin mit dem Namen Schückings ein Ergebnis gab. Da wurden denn Stimmen laut, die es überhaupt bezweifelten, daß Annette zu Schücking je in einem Freundschaftsverhältnisse gestanden habe, die wenigstens mit der größten Bestimmtheit versicherten, die strenggläubige Dichterin habe dem lauen Katholiken zu rechter Zeit den Stuhl vor die Thür gesetzt und ihm seine Heirat mit einer Protestantin niemals verziehen. Ja man ging so weit, Schücking das Recht zu einem auf wahrhaft innerlichen Verkehr gestützten Urteil über Annette von Droste abzusprechen, und schämte sich selbst der Andeutung nicht, die edle Frau habe sich die litterarischen Dienste des jungen Schriftstellers gefallen lassen, ohne ihm jemals eine besondere Wertschätzung zu schenken. Daß man damit der stolzen und wahrhaften Dichterin eine seelische Niedrigkeit ansah, deren sie schlechterdings unfähig war, scheinen die betreffenden Herren nicht gemerkt zu haben. Da erscheinen zur Ehrenrettung des Andenkens beider vornehmen und edeln Menschen, zur vollständigen Aufhellung eines ebenso seltenen wie erfreulichen innigen Freundschaftsverhältnisses und zur Wiederbelebung vergangener Tage und Zustände gerade noch zur rechten Zeit die köstlichen und charakteristischen Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking (herausgegeben von Theo Schücking; Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893), die ein entscheidendes Zeugnis für die Art der Beziehungen zwischen der Dichterin und ihrem jungen Freunde abgeben und zugleich ein prächtiges Stück Kulturgeschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und aus ein paar vom Weltverkehr abgelegenen Stätten deutschen Lebens darbieten.

Levin Schücking war (1814) siebzehn Jahre nach Annette von Droste (1797) als der Sohn einer begabten Frau geboren, die das von poetischem Leben erfüllte Edelfräulein in jungen Jahren als Meisterin und Vorbild verehrt hatte, und der Annette, wie das schöne Gedicht „Katharina Schücking“ bezeugt, auch dann noch ein treues Andenken bewahrte, als sie sich wohl eingestehen mußte, daß ihr Streben und Vermögen das Katharina Schückings weit übertraf. Frau Schücking hatte noch ihren Sohn, als dieser 1830 das Gymnasium zu Münster bezog, an Fräulein von Droste empfohlen, die damals mit ihrer Mutter auf dem kleinen Edelhofe Rüschaus bei Münster, dem Witwenitz der Familie von Droste, lebte; kurze Zeit darauf war sie gestorben. Annette fühlte sich zu dem begabten Knaben hingezogen, faßte eine Neigung für ihn, die sie als eine ganz mütterliche angesehen wissen wollte, in der sich aber, wie aus diesen Briefen hervorgeht, mütterliche Sorgfalt, schweesterliche Zärtlichkeit und etwas von der Empfindung mischte, mit der ältere, unvermählt gebliebne Mädchen einem jüngern Freunde, der ihnen aufrichtige Verehrung widmet, oft gegenüberstehen.

Die innerlich so reiche Dichterin hatte den Reiz des Verkehrs mit einer gleichgestimmten Seele, einer enthusiastischen und hochstrebenden Natur in ihrer unmittelbaren Umgebung nicht kennen gelernt, und sie gab sich der Anziehungskraft dieses Reizes und jener gemischten Empfindungen um so lieber, wärmer und unbefangener hin, als Levin Schücking ein Sorgenkind war. Von den juristischen Prüfungen des preußischen Staates zurückgewiesen, weil seine Wiege in der moor- und heidereichen Ecke des Münsterlandes gestanden hatte, die bei der großen Teilung von 1803 zuerst herzoglich arembergisch und hernach hannöversisch geworden war, überließ sich der junge Rechtskandidat seiner angeborenen Neigung zur Litteratur mit dem größten Eifer, und vor sich selbst mit dem besten Recht. Und da er (seit 1837) als junger Schriftsteller in Münster lebte, wurde Annette seine Vertraute, seine Helferin, seine Warnerin und schwankte ergötzlich genug hin und her zwischen der Teilnahme an ihres Schützlings litterarischen Anfängen und der Besorgnis, daß er im gewöhnlichen Litteratentum untergehen könnte. Sie sah wohl, daß er mit jugendlicher Frische die Mühen des Dichterpades überwand, mit Heiterkeit schmale Bissen aß und im Thun und Lassen ein echter Gentleman blieb, aber sie hätte ihm gar zu gern die schönste Einkure von der Welt verschafft, in der er, bei stattlichen Einnahmen, nach Herzenslust hätte dichten und erzählen können. Sie zermarterte sich den Kopf und pochte an alle Thüren, um für ihren Freund eine gesicherte Lebensstellung zu finden, aber ihre Güte war größer, als ihr Talent für dergleichen Hintertreppenerfolge. Einen wirklichen Dienst leistete sie 1841 dem jungen Schriftsteller durch die Einladung auf die alte Meersburg am Bodensee, wo der Gemahl ihrer ältern Schwester, der alte, gelehrte Freiherr Joseph von Laßberg (Meister Sepp von Eppishusen), mit seiner kostbaren Bibliothek und seinem Schatz mittelhochdeutscher Handschriften hauste. Schücking wurde herzugerufen, um einen Katalog dieser unschätzbaren Sammlungen anzufertigen, und erfreute sich so im Winter von 1841 auf 1842 eines noch lebhaftern Verkehrs mit seiner Freundin, als da er allwöchentlich im Sommer und Winter von Münster nach Rüschaus gewandert oder Annette auf ein paar Wochen zu Verwandten nach Münster gekommen war.

Aus der Zeit zwischen 1838 und 1842 sind nur einige Briefe Schückings, aber keine Annettenens erhalten geblieben; diese setzen erst mit dem Frühling von 1842 ein, wo Schücking die Meersburg wieder verlassen hatte, um Erzieher der Enkel des Fürsten Wrede zu werden, des bairischen Marschalls, von dem Napoleon I. das geflügelte Wort gesprochen hatte, daß er wohl ein Graf von seiner Mache, aber kein General von seiner Mache sei. Mit dem Jahre, das Schücking in den fürstlich Wredischen Schlössern Ellingen und Mondsee verbrachte, beginnen die vertraulich plaudernden Mitteilungen der Dichterin an den jungen Freund. Die Anrede an Schücking (bald Sie, bald Du, doch meist das letztere), die wunderlich originellen Zärtlichkeitsausdrücke, nach denen der

junge Freund „das liebe kleine Pferd“ ist, die beständige warme Teilnahme an seinem Treiben und Schreiben, die rückhaltlos offenen Mitteilungen über die Verhältnisse auf der Meersburg, daheim und in Münster, alles bestätigt, daß die Freundschaft eine innige war, die beide beglückte. „Lieber Levin, deine treue Sorge und Liebe thut deinem Mütterchen sehr wohl, sie hat ja auch nur den einen Jungen, auf den sie alles, was von Mutterliebe in ihr ist, konzentriren muß. Gott segne dich, mein Kind, du weißt nicht, wie es mich rührt, daß du so oft an mich gedacht und deine Freude in der meinigen gefunden hast. Ich bin etwas mißtrauisch und gar nicht eitel, darum glaube ich immer schnell vergessen zu sein.“ (Müschhaus, den 15. November 1842.) Noch deutlicher tritt der ganze Charakter dieser Verbindung in dem Briefe vom 27. Dezember 1842 hervor, wo Annette dem Freunde sagt: „Dann eine Bitte, mein Kind: du hast deinen Brief zerrissen, um mir das Herz nicht schwer zu machen; meinst du, daß mir etwas schwerer auf dem Herzen liegen könnte, wie die Angst ohne bestimmten Gegenstand, wenn du mir nicht offen mehr schreibst? Ein Glück magst du allenfalls für dich behalten, aber deine Prüfungen will ich teilen und mit tragen, wie es einer ehrlichen Mutter zukömmt. Und nun segne dich Gott, mein liebes, liebstes Kind, meine Gedanken sind immer bei dir.“ Ergreifend ist ihre Sorge und ihre edle Offenheit, als sich herausstellt, daß sich Schücking in dem fürstlichen Hause und unter mannichfach unpassenden Umgebungen mehr und mehr isolirt fühlte. „Fürchten Sie Veränderungen, die Ihre ohnedies delikate Lage bis zum Bedenklichen, ich wage es zu sagen: bis zum fast Unehrenhaften steigern könnten, so bitte ich Sie um alle der treuen Sorge und Liebe willen, die ich Ihnen immer bewiesen, sprechen Sie es ehrlich gegen mich aus. Für Ihren Charakter fürchte ich nichts, einem edeln Gemüt kann diese krasse Verderbtheit nur Ekel erregen, und die Freundin und Stellvertreterin Ihrer Mutter ist Ihnen hoffentlich auch zu lieb, als daß Sie nicht immer gern mit freiem Mute an sie denken möchten. Aber Ihre Stellung wird und muß in Mondsee sehr einsam sein, denn es würde doch gar zu miserabel lauten: »der Mann, dem die Kinder der seligen Fürstin anvertraut sind, ist der Pylades des Bruders, der Schwester, des Betters jener Person, die der Fürstin den Sarg gezimmert hat,« und deshalb betrübt mich Ihre Einsamkeit. Ich rede nicht von den Liebchaften des Fürsten, d. h. in direkter Beziehung zu Ihnen, obwohl Sie auch hierbei nicht glauben dürfen, herauszuwittern, was man Ihnen und jedem, sobald ein Plan da ist, gewiß aufschlauste verbergen wird; aber möchten Sie der Pseudoschwager, Better, Neffe des Fürsten werden? Heute lachen Sie über diese Frage, und in kurzem sind Sie vielleicht so umspinnen — es könnte wenigstens so kommen —, daß Sie weder vor- noch rückwärts wissen; ich habe leider ein Haus genau gekannt, wo es jedem so ging, der sich hineinbegab, gerade dem Besten und Arglofesten am ersten. Lieber Levin, mein liebstes Kind, werfen Sie dieses Blatt fort?

Oder sehe ich Sie noch mit den Augen Ihrer Mutter an, hören Sie noch die Stimme derjenigen aus mir, die mir jetzt vielleicht eingiebt, was ich schreibe? Ich weiß, Sie thun es und nehmen meine dargebotene Hand als Zeichen der Anerkennung freundlich an. Mein Wille war immer gut; habe ich in der Weise zuweilen gefehlt, so wäre die Strafe zu hart, wenn meine Worte dadurch alle Kraft verloren hätten. Bedenken Sie, daß ich mich im Innern für Sie verantwortlich gemacht habe, sowohl für Ihr äußeres als inneres Wohl, und jeder Ihrer Fehlschritte mir mitten durchs Herz geht." Und als ihr im weitern Verlauf der Dinge die Besorgnis kommt, den jungen Freund mit ihren Warnungen zu verletzen, ruft sie ihm nochmals zu: „Nicht wahr, mein lieb Kind, du wirst mir nicht tückisch? Wenn ich anfinde, meine Sermonen einzupacken, dann könnten Sie nur denken, daß es auch anfinde, mit der Liebe schlecht zu stehn, denn es ist mir immer hart, Ihnen dergleichen zu schreiben, und ich würde es schwerlich um jemand anders thun; aber du bist mein einzig lieb Kind, und ich will dir lieber mal lästig und langweilig erscheinen, als mich durch Schweigen an der Treue zu versündigen.“ (Rüschhaus, 15. Februar 1843.)

Unter diesen Umständen atmet Annette auf, als Schücking im Mai 1843 nach Augsburg geht, um in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung einzutreten. Und als er ihr bald darauf verrät, daß er sein Herz an die junge Schriftstellerin Louise von Gall verloren hat, legt sie nicht die leiseste Eifersucht an den Tag, sondern wieder nur die ernsteste Teilnahme („ich bin voll der besten Hoffnungen und so herzensfroh, daß deine Neigung sich so ehrenvoll fixirt hat, und doch ist mir jetzt, wo die Entscheidung bevorsteht, so ängstlich und ernst zu Mute, als sollte ich selbst heiraten“) und die herzlichste Sorge um die Zukunft des jungen Paares. Im Frühling 1844 brachte Schücking seine junge Frau nach Meersburg, wo Annette wieder weilte und sich von dem Honorar ihrer Gedichte sogar einen Weinberg mit Weinbergshäuschen gekauft hatte; die Dichterin wurde dann die Pate seines ältesten Sohnes, sie freute sich der Übersiedlung Schückings nach Köln, wo er seit dem Herbst 1845 eine gute Stellung als Feuilletonredakteur der Kölnischen Zeitung gefunden hatte. Von Rüschhaus den 7. Februar 1846 ist der letzte mitgeteilte Brief von ihr an Schücking datirt. Ob es der letzte überhaupt ist, läßt sich nicht feststellen, und die Herausgeberin der Briefe sagt darüber nichts. Jedenfalls braucht man deshalb nicht zu mutmaßen, wie es Geiger in einer verdrießlichen Anzeige des Buches gethan hat, daß sich kein Verhältnis zwischen Schückings Freundin und Schückings Gattin ergeben habe. Die letzten Worte Annettes lauten: „Tausend Liebes an Louise von Ihrem treuen Mütterchen,“ und die Dichterin war wahrlich nicht die Frau, dergleichen als gewohnheitsmäßige Redensart hinzuschreiben. Es giebt genug Erklärungen für den Abbruch des Briefwechsels vor dem Tode der Dichterin. Im Sommer 1846 siedelte sie zum drittenmale an den Bodensee

über, im September 1847 gingen Schücking und seine Frau auf ein halbes Jahr nach Rom, bald nach ihrer Heimkehr (am 24. Mai 1848) schied Annette aus dem Leben.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, den eigensten Gehalt und Reiz dieser ein Menschenalter nach dem Tode ihrer Verfasserin veröffentlichten Briefe in einem Bericht auch nur anzudeuten. Wichtige „Enthüllungen“ für die verehrlichen Forscher in neuester deutscher Litteraturgeschichte enthalten sie freilich nicht; der „litterarische Klatsch,“ der, wie billig, auch in ihnen gelegentlich zu Wort kommt, haftet zu sehr an Münster und betrifft fast ausschließlich lokale Größen, die sich in der Litteratur nur schüchtern und flüchtig gezeigt haben, und verschollene angenehme und fatale Blaustrümpfe. Annette hält es für Pflicht, ihren Levin über die Vorkommnisse des Kreises, in dem er früher heimisch gewesen ist, zu unterrichten, und plaudert sehr herzlich und unbefangen über die Neuigkeiten, die ihr die Botenfrau aus Münster nach ihrem einsamen Landsitz trägt, oder von deren Wogen sie sich bei gelegentlichen Besuchen in der westfälischen Hauptstadt überspült sieht. Ein Hauch der Wilde und Herzlichkeit, gepaart mit dem gesundesten Hausverstande und zutreffender Schärfe des Urteils, geht durch alle Mitteilungen der Dichterin hindurch; wo uns das Leben, aus dem sie stammen, nicht an sich interessiert, da fesselt uns die eigentümliche Wirkung, die es auf diese kräftige und dabei so innerliche Frauennatur gehabt hat. Schückings Briefe, soweit sie erhalten sind, berichten aus einer andern, wenn man will bewegtern Welt, er steht im Verkehr mit einer Reihe von damaligen Berühmtheiten, zu denen das Fräulein von Droste keine Beziehungen hat, und wirft gelegentlich einmal mit Namen um sich; in ganzen bleibt er aber doch ein guter, frischer Junge, der gar wohl weiß, daß es in dieser Litteraturwelt nicht immer seelenerhebend oder auch nur sauber hergeht. In der Anspruchslosigkeit und Einfachheit der Mitteilungen der beiden geistvollen Menschen liegt eine stille Anziehungskraft, für die man freilich seelische Empfänglichkeit mitbringen muß; fast aus jeder Seite quellen fein gezeichnete Lebensbilder hervor. Das malerische Talent Annettes ist so groß, daß es in wenigen Sätzen eine ganze kleine Welt vor Augen rückt. So wenn sie von einem Frohnleichnamstage in Meersburg erzählt: „Ich schreibe dir unter Kanonendonner, unter Pauken- und Trompetenschall. Die Bürgermiliz hat sich vor der Pfarrkirche aufgepflanzt und läßt ihr Geschütz, wirklich ordentliche Kanonen, seit vier Uhr morgens, sechs Messen lang, so unbarmherzig zu Gottes Ehre knallen, daß fast in jedem Hause ein Kind schreit, und wir auf dieser Seite haben alle Fenster aufsperrn müssen, damit sie nicht springen. In den Schwaben ist doch mehr Lust und Leben, wie in unsern guten Pumpernickeln! Stiele hat sich in eine Uniform gezwängt, die aus allen Nähten bersten möchte, und malträtirt die große Trommel mordmäßig. Als ich aus der Kirche kam, salutirte er höchst militärisch und sagte dabei höchst bürgerlich: »Guten Morgen,

gnädiges Fräulein.« Da höre ich soeben die Prozession kommen. — Sie ist vorübergegangen, meine gute Jenny [Freifrau von Laßberg, die ältere Schwester der Dichterin], mitten drin, zwischen lauter alten Frauen, unter denen sie mit ihren zwei schneeweißen Kinderchen an der Hand ordentlich wie ein frommes, anmutiges Mädchlein aussah; sie kann mich oft recht rühren, besonders wenn ich denke, wie bald sie Witwe sein wird.“\*) An solchen absichtslosen kleinen Bildern sind die Briefe überreich, für jeden, der ein Auge dafür hat, reißt sich deutlich Bild an Bild.

Auch der Wechsel des Lebens, dem Annette und ihr junger Freund mit tapferm Gemüt gegenüberstehen, spiegelt sich bis zur Wehmut in diesen Briefen, man merkt, daß es sich verhielt, wie die Dichterin am 10. Oktober 1842 seufzt: „Was soll ich Ihnen von meiner Lebensweise sagen? Sie ist so eiförmig, wie Sie sie kennen und sie mir gerade zusagt: Rüschenhaus in seiner bekannnten melancholischen Freundlichkeit, im Garten die Rosen, die mich immer rühren, wenn ich denke, wie ich sie Ihnen vor nun schon zwei Jahren beim Abschiede gab, als Sie Ihr Schuldenamt niederlegten und ich nach Hülshoff zog, um den einen kleinen Ferdinand sterben und den andern geboren werden zu sehen. Lieber Levin, unser Zusammenleben in Rüschenhaus war die poetischste und das in Meersburg gewiß die heimischste und herzlichste Zeit unsers beiderseitigen Lebens, und die Welt kommt mir seitdem gewaltig nüchtern vor.“

Schließlich ist es vergeblich, in ein paar Sätzen die Gemütsfülle dieser Briefe anschaulich machen zu wollen; auch ist es recht gut so, denn ein so lebenswürdiges Buch, aus dem warmes Leben quillt, wo man es aufschlägt, will und soll eben gelesen werden. Alle Auszüge hinterlassen schon darum einen falschen Eindruck, weil sie die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, der Empfindungen und die feinen zwanglosen Übergänge in den Briefen nicht wiedergeben können. Ein Leser, der nicht gelangweilt über die Seiten hinblickt, sondern der von dem leisen Fluß der Stimmung unmerklich ergriffen und von Brief zu Brief getragen wird, ist der rechte. Hoffentlich finden sich solche Leser in möglichst weiten und verschiedenen Kreisen. Kommen doch die mannichfachsten Interessen in dem Briefwechsel zur Sprache. Die Lebenswürdigkeit, mit der „das kleine Pferd“ auf allen seinen oft mühseligen Wegen selbst der Sammlerleidenschaft Annettes gedenkt und an alten Münzen, Autographen, Kry stallstufen und andern Mineralien auspackt, was es nur fortbringen kann, entspricht der unermüdblichen Teilnahme, mit der sein „Mütterchen“ alles begrüßt und nach Gebühr würdigt, was damals aus der noch jugendlichen Feder Schückings hervorging. Die spätere Korrespondenz über die Verbesserung der Gedichte Annettes, die sich Schücking angelegen sein ließ,

\*) Ihr Schwager Laßberg, der Annette Droste 1842 so steinalt erschien, überlebte die Dichterin noch um volle sieben Jahre, er starb erst 1855.

ist ein lehrreicher Beleg zu dem Satze, daß man sich über dergleichen nur bei unmittelbarer Berührung, niemals aus der Ferne verständigen kann. Charakteristisch ist, wie Annette ihre knorrig kräftigen Bilder und Ausdrücke verteidigt, wie sie da, wo sie Änderungen für notwendig erkennt, die zahmern Vorschläge Schückings gleich übertrumpft (vergl. S. 285, 286, 298 des Buches), und wie sie alles in allem den Leser an ihr köstliches Spottgedicht „Das Efelein“ erinnert, mit dem sie in den Meersburger Tagen Schückings Verschönerungseifer belohnte:

Im selben Grunde schritt oft und viel  
Ein edler Jüngling spazieren,  
Hinter jedem Ohre ein Federtiel,  
Das thät ihn wunderbar zieren!  
Am Rücken ein Gänseflügelpaar,  
Die thäten rauschen und wedeln,  
Und wißt, seine göttliche Gabe war,  
Die schlechte Natur zu veredeln.

— — — Er fing im Spiegel den Strahl  
Und ließ ihn zucken wie Flammen,  
Die ruppigen Gräser strich er zumal  
Und flocht sie sauber zusammen;  
An Steinen schleppt er sich krank und matt  
Für ein Kuinchen am Hügel,  
Dem Hasen kämmt' er die Wolle glatt,  
Und frisirt' den Mücken die Flügel.

Bekanntlich stuzt der edle Jüngling in diesem Gedichte ein etwas ruppiges Schimmelmchen zu einem Esel zurecht. Sicher soll dem vortrefflichen Schücking und seinem Eifer nicht so Spöttliches nachgesagt werden, aber er selbst gestand in spätern Jahren ehrlich ein, daß er heute seine Freundin minder eifrig zur Feile ihrer Verse ermahnen und dabei selbst Hand anlegen würde, „weil die Form viel mehr zum charakteristischen Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehört, als ich damals einsah.“ Auch in ihrer Prosa, in der Gedankenfolge dieser Briefe und in dem Wechsel ihres übermütigen und wehmütigen Tones findet sich etwas von dem charakteristischen Wesen dieser Poesie.

Die Herausgabe der, wie es scheint, nur durch einen glücklichen Zufall vor dem Feuer bewahrt gebliebenen Briefe (in diesem Falle hätte die Flamme einen Raub verübt, während sie in tausend andern Fällen ein gutes Werk verrichten würde) zeigt von rühmlicher Sorgfalt. Die Anmerkungen belehren uns ohne alle Wichtigthuerei über die Verhältnisse der in den Briefen auftauchenden Personen. Ein paar Irrtümer sind doch dabei untergelaufen: der Gouverneur von Neuchâtel, den Annette Droste „General Pfuhl“ schreibt (S. 147), war der General G. von Pfuël, vor Zeiten der Jugendfreund des unglücklichen Heinrich von Kleist; der neue Redakteur der Dresdner „Abend-

zeitung,“ dessen Hahnenfüße Annette für „Steigmieder“ liest (S. 211), hieß Schmieder. Natürlich sind das Kleinigkeiten, die nichts bedeuten.

Um so mehr bedeuten die Briefe. Sie gehören zu den anziehendsten und originellsten unsrer reichen deutschen Brieflitteratur und gereichen dem Gedächtnis Annettes wie Levin Schückings in gleicher Weise zur Ehre.



## Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

(Fortsetzung)

10



eltfamerweise benahm sich der Vagabund am andern Tage so, als wäre nichts vorgefallen, und forderte Lucie wieder auf, mit ihm auf die Fahrt zu ziehen. Sie schwankte einen Augenblick, dann blitzte der Gedanke in ihr auf, daß ihn der gestrige Austritt geneigt gemacht haben könnte, sich von ihnen zu trennen, und sie ging mit ihm. Es war ja nicht möglich, daß nach dem Vorgefallnen alles so zwischen ihnen bleiben konnte wie bisher, und während sie schweigend durch das kahle Feld einem entfernten Dorfe zuwanderten, wurde es ihr immer gewisser, daß es nun zu einer Entscheidung kommen müsse, die ihnen die Freiheit zurückgeben würde, und das Herz wurde ihr froh und leicht bei diesem Gedanken. Aber sie ahnte nicht, daß der Alte mit haßerfüllter Seele nur über das eine grübelte, wie er sich am härtesten und nachhaltigsten an Franz rächen könnte, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen.

Vor dem Dorfe trennten sie sich, nachdem der Vagabund noch kurz Bescheid gegeben hatte, wo ihn Lucie finden würde. Es war ein freundlicher Tag. In den Gärten vor den Häusern blühten die Asters. Die Kinder plätscherten lustig mit ihren nackten Füßen in dem Bache, der durch das Dorf floß, und ihr Lachen, ihre frohen Stimmen klangen wohlthuend in Lucies Seele hinein. Zum letztenmale! sagte sie zu sich, und bei jedem Schritte, den sie that, sagte sie es von neuem. Sie nahm sich vor, durch Ruhe und Veröhnlichkeit einen guten Ausgang herbeizuführen. Ich werde ihn gewinnen, er kann mir nicht widerstehen und wird uns ziehen lassen, sagte sie zu sich; und auch während sie die Scheltworte der Leute, vor deren Thüren sie mit gesenktem Kopfe und gerötetem Gesicht stand, über sich ergehen lassen mußte, verlor sie diese frohe Gewißheit nicht auf einen Augenblick.

Endlich hatte sie den sauern Weg hinter sich und ging nun aus dem Dorfe den Fußpfad zu der Halde hinauf, wo sie der Vagabund erwarten wollte. Man hatte von da aus einen freien Überblick über die Gegend, wie ihn der Alte liebte, wenn er Rast hielt. Lucie sah ihn erst, als sie dicht vor ihm stand. Er hatte sich über einem Steinbruch, der gegen den Friedhof des Dorfes zu unter ihnen lag, ins Gras gelegt und ließ sich von der warmen Nachmittagssonne bescheinen.